

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 3. — Sonntag, den 15. Januar 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Die Gestalten Wilhelm Buschs mahnen am 9. Januar 1933

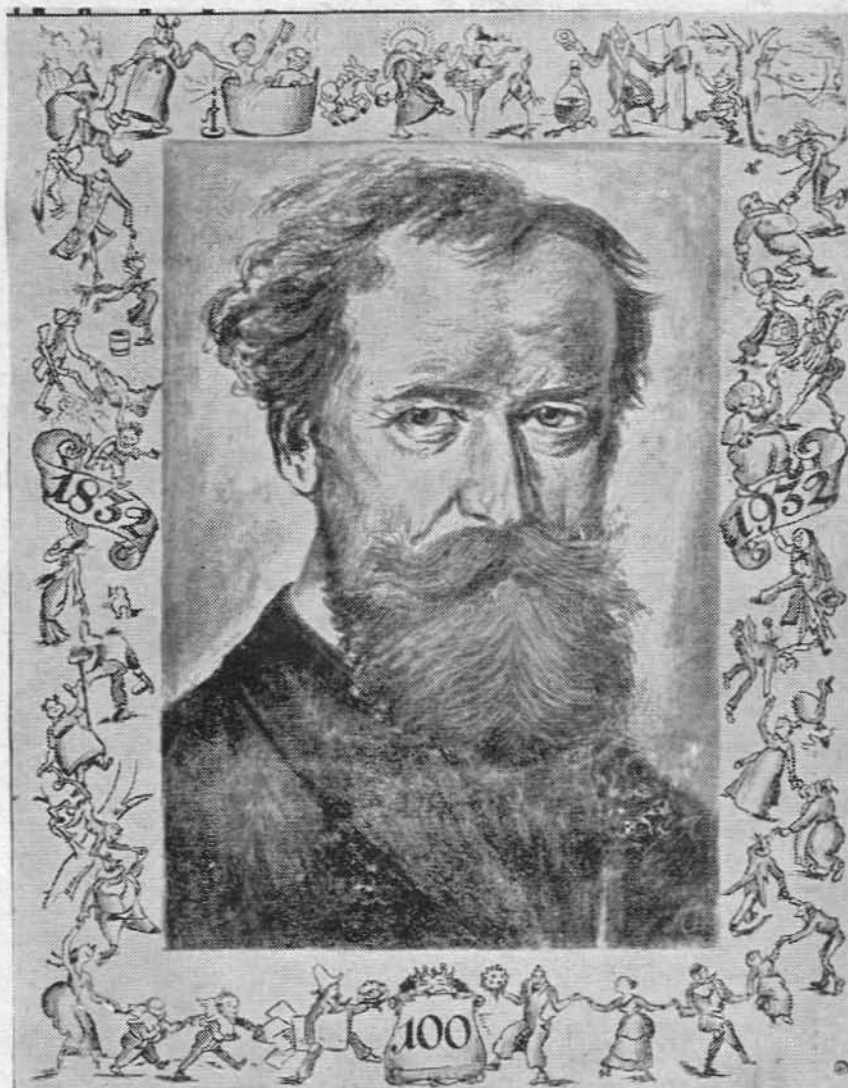
bei der 25. Wiedertehr des Todeslages an den großen Meister des goldenen Humors.

Auf unserem Bilde freilich sehen wir sie eben erst noch fröhlich zum 100. Geburtstag gratulieren. Im April 1832 hatte Wilhelm Busch zu Wiedensahl das Licht der Welt erblickt. Sein ganzes Leben und Schaffen war Fröhlichkeit und lustig Lachen und wir können heute in Deutschland allerdings nur tief darüber trauern, daß wir nicht nur den großen Meister des Humors verloren, sondern daß wir selbst auch Frohsinn und Lachen in der Trübsal des Alters verlernt haben. Hören wir aber, was uns Wilhelm Busch in seinem Vermächtnis sagt, was er von sich selbst in seiner Biographie schreibt und wie er uns zeigt, auch in trüben Tagen durch die goldene Brille des Humors über die Widerwärtigkeiten des Lebens hinwegzuschauen: „Kein Ding sieht so aus, wie es ist. Am wenigsten der Mensch, dieser lederne Sack voller Kniffe und Pisse. Und auch abgesehen von den Kapriolen und Masken der Eitelkeit. Immer, wenn man was wissen will, muß man sich auf die zweifelhafte Dienerschaft des Kopfes und der Köpfe verlassen und erfährt nie recht, was passiert ist. Wer ist heutigen Tages noch so harmlos, daß er Weltgeschichten und Biographien für richtig hält? Sie gleichen den Sagen und Anekdoten, die Namen, Zeit und Ort benennen, um sich glaubhaft zu machen. Sind sie unterhaltlich erzählt, sind sie ermunternd und lehrreich, oder rührend und erbaulich, nun gut! so wollen wir's gelten lassen. Ist man aber nicht gerade ein Professor der Beredsamkeit und sonst noch allerlei, was der heilige Augustinus gewesen, und will doch partout über sich selbst was schreiben, dann wird man wohl am besten tun, man faßt sich kurz. Und so auch ich. Ich bin geboren im April 1832 zu Wiedensahl als der Erste von Sieben. Mein Vater war Krämer; heiter und arbeitsfroh; meine Mutter, still und fromm, schaffte fleißig in Haus und Garten. Liebe und Strenge sowohl, die mir von ihnen zuteil geworden, hat der „Schlafittig“ der

Zeit aus meiner dankbaren Erinnerung nicht zu verwischen vermocht. Was weiß ich denn noch aus meinem dritten Jahr? Knecht Heinrich macht schöne Flöten für mich und spielt selber auf der Maultrommel, und im Garten ist das Gras fast so hoch wie ich, und die Erbsen sind noch höher, und hinter dem strohgedeckten Hause, neben dem Brunnen, stand ein flacher Kübel mit Wasser, und ich sah mein Schwesterchen drin liegen, wie

ein Bild unter Glas und Rahmen, und als die Mutter kam, war's kaum noch ins Leben zu bringen. Mein gutes Großmütterlein war zuerst wach in der Früh. Sie schlug Funken am P-förmigen Stahl, bis einer zündend ins „Ufel“ sprang, in die halbverkohlte Leinwand im Deckelkästchen des Feuerzeugs; und bald flackerte es lustig in der Küche auf dem offenen Herde unter dem Dreifuß und dem kupfernen Kessel; und nicht lange, so hatte auch das Kanonenöfchen in der Stube ein rotglühendes Bäuchlein, worins bullerte. Als ich sieben, acht Jahre alt war, durst ich zuweilen mit aufstehn; und im Winter besonders kam es mir wonnig geheimnisvoll vor, so früh am Tag schon selbstbewußt in dieser Welt zu sein, wenn ringsumher noch alles still und tot und dunkel war. Dann sahen wir zwei, bis das Wasser kochte, im engen Lichtbeiz der pompejanisch geformten zinnernen Lampe. Sie spann. Ich las ein paar schöne Morgenlieder aus dem Gesangbuch vor. Später beim Kaffee nahmen Herrschaft, Knecht und Mägde, wie es guten Freunden geziemt, am

nämlichen Tische Platz. Um diese Zeit passierte eine kleine Geschichte, die recht schmerzhaft und schimpflich für mich abließ. Beim Küster diente ein Ruhjunge, fünf, sechs Jahre älter als ich. Er hatte in einen rostigen Kirchenschlüssel, so groß wie dem Petrus seiner, ein Zündloch gefeilt, gehacktes Fensterblei hatte er auch schon genug; bloß das Pulver fehlte ihm noch zu Blitz und Donner. Infolge seiner Beredsamkeit machte ich einen



stillen Besuch bei einer gewissen steinernen Krute, die auf dem Speicher stand. Nachmittags zogen wir mit den Röhren auf die einsame Waldwiese. Großartig war der Widerhall des Geschüßes. Und so beiläufig ging auch ein altes Bäuerlein vorbei, in der Richtung des Dorfes. Abends kehrte ich fröhlich heim und freute mich so recht auf das Nachteffen. Mein Vater empfing mich an der Tür und lud mich ein, ihm auf den Speicher zu folgen. Hier ergriff er mich beim linken Arm und trieb mich vermittels eines Rohrstockes im Kreise umher, immer um die Krute herum, wo das Pulver drin war. Wie peinlich mir das war, ließ ich weithin verlautbaren. Und sonderbar! Ich bin weder Jäger noch Soldat geworden.

Als ich neun Jahre alt war, sollte ich zu dem Bruder meiner Mutter nach Ebergöhen. Wie Kinder sind, halb froh, halb wehmütig, plätscherte ich am Abend vor der Abreise mit der Hand in der Regentonne, über die ein Strauch von weißen Rosen hing, und sang Christine! Christine! versimpelt für mich hin.

Früh vor Tage wurde das dicke Pommerchen in die Scheerdeichsel des Leiterwagens gedrängt. Das Gepäck ist aufgeladen; als ein Hauptstück der wohlverwahrte Leib eines alten Zinke-dings von Klavier, dessen lästig gespreiztes Beingestell in der Heimat blieb; ein ahnungsvolles Symbol meiner musikalischen Zukunft. Die Reisenden steigen auf; Großmutter, Mutter, vier Kinder und ein Kindermädchen; Knecht Heinrich zuletzt. Fort rumpeltes durch den Schaumburger Wald. Ein Rudel Hirsche springt über den Weg; oben ziehen die Sterne; im Klavierkasten runkt es.

In Wirtshäusern einkehren taten wir nicht; ein wenig seitwärts von der Straße wurde still gehalten; der Deckel der Ernährungstiefe wurde aufgetan und unter anderem ein ganzer geräucherter Schinken entblößt, der sich bald merklich verminderte. Nach mehrmaligem Uebernachten bei Verwandten, erreichten wir glücklich das Pfarrhaus zu Ebergöhen.

Gleich am Tage nach der Ankunft schloß ich Freundschaft mit dem Sohne des Müllers. Wir gingen vors Dorf hinaus, um zu baden. Wir machten eine Mudda aus Erde und Wasser, die wir „Peter und Paul“ benannten, überkleisterten uns damit von oben bis unten, legten uns in die Sonne, bis wir inkrustiert waren wie Pasteten, und spülten im Bach wieder ab.

Auch der Wirt des Ortes, weil er ein Piano besaß, wurde bald mein guter Bekannter. Er war rauh wie Esau. Ununterbrochen kroch das schwarze Haar in die Krawatte und aus den Ärmeln wieder heraus bis dicht an die Fingernägel. Beim Rasieren mußte er weinen, denn das Jahr 48, welches selbst den widerspenstigsten Bärten die Freiheit gab, war noch nicht erschienen. Er trug lederne Klappantoffeln und eine gelbgrüne Zoppe, die das hintere Mienenspiel der blaßblauen Hose nur selten zu bemänteln suchte. Seine Philosophie war der Optimismus mit rückwirkender Kraft; er sei zu gut für diese Welt, pflegte er gern und oft zu behaupten. Als er einst einem Jagdhunde mutwillig auf die Zehen trat und ich meinte, das stimme nicht recht mit seiner Behauptung, kriegte ich sofort eine Ohrfeige. Unsere Freundschaft auch. Doch die Erschütterung währte nicht lange. Er ist mir immer ein lieber und drolliger Mensch geblieben. Er war ein geschmackvoller Blumenzüchter, ein starker Schnupfer und kinderlos, obgleich er sich dreimal vermählt hat. Bei ihm fand ich einen dicken Notenband, der durchgeklimpert, und freireligiöse Schriften jener Zeit, die begierig verschlungen wurden. Der Lehrer der Dorfjugend, weil nicht der meinige, hatte keine Gewalt über mich — so lange er lebte. Aber er hing sich auf, fiel herunter, schnitt sich den Hals ab und wurde auf dem Kirchhofe dicht vor meinem Kammerfenster begraben. Und von nun an zwang er mich aumnächtlich, auch in der heißesten Sommerzeit, ganz unter der Decke zu liegen. Bei Tag ein Freigeist, bei Nacht ein Geisterseher. Mein Freund in der Mühle, der meine gelehrten Unterrichtsstunden teilte, teilte auch meine Studien in freier Natur, Dohnen und Sprenkeln wurden eifrig vervollständigt, und der Schlupfwinkel keiner Fresselle den ganzen Bach entlang, unter Steinen und Baumwurzeln blieb unbemerkt von uns. Zwischen all dem herum aber schwebte beständig das anmutige Bildnis eines blondlockigen Kindes. Natürlich sehnte ich oft die bekannte Feuersbrunst

herbei mit nachfolgendem Tode zu den Füßen der geretteten Geliebten. Meist jedoch war ich nicht so rücksichtslos gegen mich selbst, sondern begnügte mich mit dem Wunsch, daß ich zauberhaft fliegen und hupfen könnte, hoch in der Luft, von einem Baum zum andern, und daß sie es mit ansähe und wäre starr vor Bewunderung. Von meinem Onkel, der äußerst milde war, erhielt ich nur ein einziges Mal Hiebe, mit einem trockenen Georginenstengel, weil ich den Dorstrodde genekt hatte. Dem war die Pfeife voll Ruhhaare gestopft und dienstbeflissen angezündet. Er rauchte sie aus, bis aufs letzte Härchen, mit dem Ausdruck der seligsten Zufriedenheit. Also der Erfolg war unerwünscht für mich in zweifacher Hinsicht. Es macht nichts. Ein Troddel bleibt immer eine schmeichelhafte Erinnerung.

Gern gedenke ich auch des kleinen alten Bettelvoogts, welcher derzeit das baddelspeit trug, den kurzen Spieß, als Zeichen seines mächtigen Amtes. Zu warmer Sommerszeit hielt er sein Mittagsschlafchen im Grase. Er konnte bemerkenswert schnarchen. Zog er die Luft ein, so machte er den Mund weit auf und es ging: Krah! Stieß er sie aus, so machte er den Mund ganz spitz, und es ging: Püh! wie ein sanfter Flötenton. Einst fanden wir ihn tot unter dem berühmtesten Birnbaume des Dorfes; Speer im Arm; Mund offen; so daß man sah: Krah! war sein letzter Laut gewesen. Um ihn her lagen die goldigsten Sommerbirnen; aber für diesmal mochten wir keine.

Etwas ums Jahr 45 bezogen wir die Pfarre zu Lüthorst. Unter meinem Fenster murmelte der Bach. Gegenüber stand ein Haus, eine Schaubühne des ehelichen Zwistes. Das Stück fing an hinter der Szene, spielte weiter auf dem Flur und schloß im Freien. Sie stand oben vor der Tür und schwang triumphierend den Keiserbesen; er stand unten im Bach und streckte die Zunge heraus; und so hatte er auch seinen Triumph. In den Stundenplan schlich sich nun auch die Metrik ein. Dichter, heimische und fremde, wurden gelesen. Zugleich fiel mir die „Kritik der reinen Vernunft“ in die Hände, die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Neigung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher gibt. Sechzehn Jahre alt, ausgerüstet mit einem Sonet und einer ungefähren Kenntnis der vier Grundrechnungsarten, erhielt ich Einlaß zur polytechnischen Schule in Hannover. Hier ging mit meinem Aeußern eine stolze Veränderung vor. Ich kriegte die erste Uhr — alt, nach dem Kartoffelsystem — und den ersten Paletot — neu, so schön ihn der Dorfschneider zu bauen vermochte. Mit diesem Paletot, um ihn recht sehen zu lassen, stellt ich mich gleich am ersten Morgen dicht vor den Schulofen. Eine brenzliche Wolke und die freudige Teilnahme der Mitschüler ließen mich ahnen, was hinten vor sich ging. Der umfangreiche Schaden wurde kuriert nach der Schnirmethode, beschämend zu sehn; und nur noch bei äußerster Witterungsnot ließ sich das einst so prächtige Kleidungsstück auf offener Straße blicken. In der reinen Mathematik schwang ich mich bis zu „Eins mit Auszeichnung“ empor, aber in der angewandten bewegte ich mich mit immer matterem Flügelschlage. Im Jahre 48 trug auch ich mein gewichtiges Ruhbein, welches nie scharf geladen werden durfte, und erkämpfte mir in der Wachtstube die bislang noch nicht geschätzten Rechte des Rauchens und des Biertrinkens; zwei Mäzerrungenschaften, deren erste mutig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt merklich verkümmert ist. Ein Maler wies mir den Weg nach Düsseldorf. Ich kam, so viel ich weiß, gerade zu einem jener Frühlingsfeste, für diesmal die Erstürmung einer Burg, die weithin berühmt waren. Ich war sehr begeistert davon und von dem Maiwein auch. Nachdem ich mich schlecht und recht durch den Antikensaal hindurch getüpfelt hatte, begab ich mich nach Antwerpen in die Malschule, wo man, so hieß es, die alte Muttersprache der Kunst noch immer erlernen konnte. In dieser kunstberühmten Stadt sah ich zum ersten Male die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, Franz Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reiz; diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht; diese Farbenmusik, worin man alle Stimmen klar durchhört, vom Grundbaß herauf, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen. Ich wohnte am Eck der Räsbrücke bei einem

Bartscherer. Er hieß Jan, seine Frau hieß Mie. In gelinder Abendstunde saß ich mit ihnen vor der Haustür; im grünen Schlafrock, die Tonnpfeife im Munde; und die Nachbarn kamen auch herzu; die Töchter in schwarzlackierten Holzschuhen. Jan und Mie balbierten mich abwechselnd, versplegten mich während einer Krankheit und schenkten mir beim Abschied in kalter Jahreszeit eine rote warme Jacke und drei Orangen. Nach Antwerpen hielt ich mich in der Heimat auf. Was damals die Leute ut oder welt erzählten, suchte ich mir fleißig zu merken, doch wußte ich leider zu wenig, um zu wissen, was wissenschaftlich bemerkenswert war. Das Vorspuken eines demnächstigen Feuers hieß: wabern. Den Wirbelwind, der auf der Landstraße den Staub auftrichtert, nannte man: warwind; es sitzt eine Hege drin. Uebrigens hörte ich, seit der „alte Fritz“ das Hegen verboten hätte, müßten sich die Hegen sehr in acht nehmen mit ihrer Kunst. Von Märchen wußte das meiste ein alter, stiller, für gewöhnlich wortfarger Mann. Für Spukgeschichten dagegen von bösen Toten, die wiederkommen zum Verdruß der Lebendigen, war der Schäfer Autorität. Wenn er abends erzählte, lag er quer über dem Bett, und wenn es ihm trocken und öd wurde im Mund, sprang er auf und ging vor den Tischaften und biß ein neues Endchen Kautabak ab zur Erfrischung. Sein Frauchen saß daneben und spann. In den Spinnstuben sangen die Mädchen, was ihre Mütter und Großmütter gesungen. Während der Pause, abends um neun, wurde getanz; auf der weiten Haustenne; unter der Stallaterne; nach dem Viede:

maien will wi hawern mehn,
wer schall den wo binnen?
dat schall (meiers dörchen) don,
de will eck wol finnen.

Von Wiedensahl aus besuchte ich auf längere Zeit den Onkel in Lüthorft. Ein Liebhabertheater im benachbarten Städtchen zog mich in den angenehmen Kreis seiner Tätigkeit; aber mehr noch fesselte mich das wunderfame Leben des Bienenvolkes und der damals wogende Kampf um die Partenogenese, den mein Onkel als gewandter Schriftsteller und Beobachter entscheidend mit durchfocht. Der Wunsch und Plan, nach Brasilien auszuwandern, dem Eldorado der Imker, hat sich nicht verwirklichen sollen. Die Annahme, daß ich praktischer Bienenzüchter geworden sei, ist freundlicher Irrtum. Auch zog mich es unwiderstehlich abwärts in das Reich der Naturwissenschaften. Ich las Darwin, ich las Schopenhauer damals mit Leidenschaft. Doch so was läßt nach mit der Zeit. Ihre Schlüssel passen ja zu vielen Türen in dem verwunschenen Schlosse dieser Welt; aber kein „hiesiger“ Schlüssel, so scheint, und wärs der Astetenschlüssel, paßt jemals zur Ausgangstür. Von Lüthorft ging ich nach München. Indes in der damaligen akademischen Strömung kam mein flämisches Schiffein, das wohl auch schlecht gesteuert war, nicht recht zum Schwimmen. Um so angenehmer war es im Künstlerverein, wo man sang und trank und sich nebenbei karikierend zu necken pflegte. Auch ich war solchen persönlichen Späßen nicht abgeneigt. Man ist ein Mensch und erfrischt und erbaut sich gerne an den kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten anderer Leute. Selbst über sich selber kann man lachen mitunter, und das ist ein Extrapläsier, denn dann kommt man selbst. Lachen ist ein Ausdruck relativer Behaglichkeit. Der Franzl hinterm Ofen freut sich der Wärme um so mehr, wenn er sieht, wie sich draußen der Hansel in die rötlichen Hände pufet. Zum Gebrauch in der Öffentlichkeit habe ich jedoch nur Phantasiehanseln genommen. Man kann sie auch besser herrichten nach Bedarf und sie eher sagen und tun lassen, was man will. Gut schien mir oft der Trochäus für biederer Reden; stets praktisch der Holzschnittstrich für stilvoll heitere Gestalten. So ein Konturwesen macht sich leicht frei von dem Geseze der Schwere und kann, besonders wenn es nicht schön ist, viel aushalten, eh es uns weh tut. Man sieht die Sache an und schwebt derweil in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt, ja über dem Künstler, der gar so naiv ist. Auch das Gebirg, das noch nie gesehene, wurde für längere Zeit aufgesucht. An einem Spätnachmittag kam ich zu Fuß vor dem Dörfchen an, wo ich zu bleiben gedachte. Gleich das erste Häuschen mit dem Plätscherbrunnen und dem Zaun von Kürbis durchflochten sah

verlockend idyllisch aus. Feldstuhl und Skizzenbuch wurden aufgeklappt. Auf der Schwelle saß ein steinaltes Mütterlein und schlief, das Kätzchen daneben. Plötzlich, aus dem Hintergrunde des Hauses, kam eine jüngere Frau, saßte die Alte bei den Haaren und schleifte sie auf den Rehrichtbaufen. Dabei quäkte die Alte wie ein Huhn, das geschlachtet werden soll. Feldstuhl und Skizzenbuch wurden zugeklappt. Mit diesem Rippenstoße führte mich das neckische Schicksal zu den trefflichen Bauersleuten und in die herrliche Gegend, von denen ich nur ungern wieder Abschied nahm.

Es kann 59 gewesen sein, als zuerst in den „Fliegenden“ eine Zeichnung mit Text von mir gedruckt wurde; zwei Männer, die aufs Eis gehen, wobei einer den Kopf verliert. Vielfach, wie's die Not gebot, illustrierte ich dann neben eigenen auch fremde Texte. Bald aber meinte ich, ich müßte alles halt selber machen. Die Situationen gerieten in Fluß und gruppierten sich zu kleinen Bildergeschichten, denen größere gefolgt sind. Fast alle habe ich, ohne Wein was zu sagen, in Wiedensahl verfertigt. Dann hab ich sie laufen lassen auf den Markt, und da sind sie herumgesprungen, wie Buben tun, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf gar zu empfindliche Hühneraugen, wohingegen man aber auch wohl annehmen darf, daß sie nicht gar zu empfindlich sind, wenn sie mal Schelte kriegen.

Man hat den Autor für einen Bücherwurm und Absonderling gehalten. Das erste mit Unrecht. Zwar lieft er unter anderm die Bibel, die großen Dramatiker, die Bekenntnisse des Augustin, den Pickwick und Donquixote und hält die Odyssee für das schönste der Märchenbücher, aber ein Bücherwurm ist doch ein Tierchen mit ganz anderen Manierchen. Ein Sonderling dürfte er schon eher sein. Für die Gesellschaft, außer der unter vier bis sechs Augen, schwärmt er nicht sehr. Groß war auch seine Nachlässigkeit, oder Schüchternheit im schriftlichen Verkehr mit Fremden. Der gewandte Stilist, der seine Korrespondenten mit einem zierlichen Strohgeflecht beschenkt, macht sich umgehend beliebt, während der Unbeholfene, der seine Halme aneinander knotet, wie der Bauer, wenn er Seile bindet, mit Recht befürchten muß, daß er Anstoß erregt. Er zögert und vergißt. Verheiratet ist er auch nicht. Er denkt gelegentlich eine Steuer zu beantragen auf alle Ehemänner, die nicht nachweisen können, daß sie sich lediglich im Hinblick auf das Wohl des Vaterlandes vermählt haben. Wer eine hübsche und geseite Frau hat, die ihre Dienstboten gut behandelt, zahlt das Doppelte. Den Ertrag kriegen die alten Junggefallen, damit sie doch auch eine Freud haben.

Ich komme zum Schluß. Das Porträt, um rund zu erscheinen, hätte mehr Reflexe gebraucht. Doch manche vorzügliche Menschen, die ich liebe und verehere, für Selbstbeleuchtungszwecke zu verwenden, wollte mir nicht passend erscheinen, und in Bezug auf andere, die mir weniger sympathisch gewesen, halte ich ohnehin schon längst ein mildes, gemüthliches Schweigen für gut. So stehe ich denn tief unten an der Schattenseite des Berges. Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgenut, halb schmunzelnd, halb gerührt, höre ich das fröhliche Lachen von anderseits her, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungsfreudig nach oben strebt. Wilhelm Busch.

Nehmen wir einen Sonnenstrahl froher Hoffnung aus Wilhelm Buschs Leben mit hinüber auch in unsern Alltag. Dann ist er nimmer tot für uns, sondern lebt in uns und unter uns auch in trüber Zeit deutscher Gegenwart. Gott will fröhliche Menschen auf Erden — Menschen vom Geiste unseres Wilhelm Busch.

Auflösung des Weihnachtsskizzenworts

aus Nr. 2 der „Erzgebirgischen Heimatblätter“.

Wagerecht: 1. Gamaße, 2. Nische, 6. Marchese, 10. Erz, 11. Schlittschuhe, 12. Huf, 15. Arm, 17. Eisblumen, 20. Spielerei, 22. Ase, 24. Bar, 25. Tee, 27. Christstollen, 28. Spa, 29. Richter, 30. Sarbine.

Senkrecht: 1. Greifer, 2. Astloch, 3. Cham, 4. Ei, 5. Straße, 7. Rubi, 8. Heiland, 9. Euterpe, 10. Ebert, 13. Frida, 14. Abt, 16. Ger, 18. Ucht, 19. Emir, 21. Eber, 22. Alte, 23. Eta, 26. Ei.

Dem Gedenken des Sehmaer Pfarrers Max Führer

Unter herzergründender, gewaltiger Teilnahme der Gebirgsbevölkerung und besonders derjenigen von Sehma wurde, wie die „D. Z.“ eingehend berichtete, am 10. Januar der im 66. Lebensjahr im Ruhestand zu Leipzig verblichene Pfarrer Führer, der über 30 Jahre in Sehma amtierte,

vertrauten Züge Pfarrer Führers, wie sie sich in ihrer so herzlichen Milde und Güte jedem einprägten, und das ist der Platz gewesen, am Altar des Sehmaer Gotteshauses, wo er Jahrzehnte gesprochen und gewirkt. Auch die neue Kirche, die er mitgeschaffen, noch im Baugerüst des Turmes, bietet sich hier



(Photo: Erich Meiche, Annaberg, Buchholzer Str. 27.)

Pfarrer Führer vor dem Lesepult auf dem Altarplatz.

dort zur ewigen Ruhe gebettet. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß die gesamte Gemeinde jenes durch ihre Industrie weit hin berühmten Gebirgsortes mit einer einmütigen hingebenden Liebe und Verehrung an dem Dahingegangenen hing. Und dies zeigte sich bei dem Begräbnis des Verbliebenen noch einmal wie in einem großen Brennpunkt.

Was jener Geistliche als Seelsorger der Gemeinde war, wie er vorbildlich seines schönen, aber auch schweren Amtes waltete, wieweil ein prachtvoller Amtsbruder er anderen Geistlichen gewesen ist, all das klang immer wieder auf in den Scheidereden, die in der Pauluskirche zu Sehma am 10. Januar am Sarge Pfarrer Führers gehalten wurden. Die durch nichts zu beirrende Treue des Heimgegangenen, seine Schlichtheit und aufrichtige Freundlichkeit, seine ganze Hingabe an sein Amt und sein warmes Menschentum, all dies verschaffte ihm Tausende von Freunden, sodaß die Herzen ihm überall in ehrlicher Neigung entgegenschlugen.

Eines unserer beistehenden Bilder zeigt den Entschlafenen vor dem Lesepult am Altar stehend. Ja, das waren die lieben



Die alte Kirche von Sehma.

den Blicken dar; jenes Gotteshaus, das er selbst einst geweiht und in dem er den Tag seines 25jährigen Amtsjubiläums ebenso beging, wie im Juni 1931 denjenigen seines Amtsrücktrittes, seines Uebergangs in den Ruhestand, den er nur kurze Zeit genießen durfte. Auch die alte Kirche von Sehma grüßt mit diesem Artikel unsere Leser. Viele, gar viele haben sie noch gekannt, haben in ihr gesungen und gebetet. In ihr wies dereinst weiland Superintendent Schmidt Herrn Pfarrer Führer in sein Amt ein. Auch das Innere des alten Gotteshauses tut sich den Blicken hier kund, und erkennt man gerade an diesem Bild, wieweil

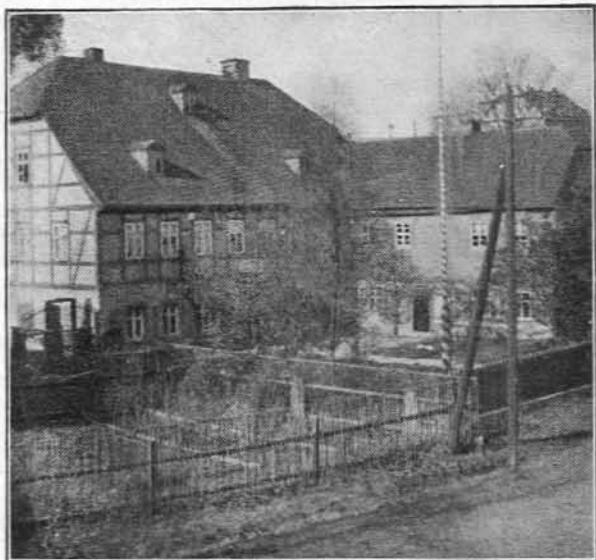


Das Innere der alten Kirche von Sehma.



Die neue Kirche von Sehma noch im Baugerüste des Turmes.

Wechsel der Dinge mit dem Tage der Weihe der neuen Kirche vor sich ging; denn verhältnismäßig bescheiden waren die Räumlichkeiten in der alten Gottesstätte. Auch von der alten und der neuen Pfarre zu Sehma fügen wir interessante Bildnisse diesen Zeilen bei. Geschichte und Geschehnisse dieser beiden Gebäude sind ebenfalls verbunden mit der Amtierungszeit Pfarrer Führers.



Die alte Pfarre von Sehma.



Die neue, jetzige Pfarre von Sehma.

So umfaßt die Amtierungsperiode des Verbliebenen einen bedeutsamen Abschnitt kirchengeschichtlicher Ereignisse zu Sehma und zeigt, wie Pfarrer Führer seine Gemeinde betreute. Auch der Aufbau der Orgel in der Pauluskirche verdankt dem Entschlafenen so mancherlei, wie dieser Geistliche denn überhaupt mit ganzer Seele der Pflege der heiligen Musik zugetan war. Das Wirken des ausgezeichneten Kantors Ruck-

Führer besonders gern an heimatlichen Zielen mit, so im Erzgebirgsverein und im Krippenverein. Nun ruht der treffliche Mann, der prachtvolle Seelenhirte, für immer aus in der Heimat seiner Amtstätigkeit, auf dem Friedhof zu Sehma, wo ihn seine Kirche grüßt und die Berge und Täler, die ihm so lieb geworden waren. Seine Sehmaer werden ihn nicht vergessen.

Feuer in der Schlettauer Schule

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, d. h. vom 7. zum 8. Januar, entstand im neuen Schulgebäude zu Schlettau in der Pestalozzi-Straße Feuer, dessen Ursache vermutlich auf vorsätzliche Brandstiftung zurückzuführen ist. Hornsignale und der Sturmruß der Glocken schreckten die Einwohnerschaft morgens aus dem Schlaf. Der Ruf: „Die Schule brennt!“ pflanzte sich mit Windeseile durch die Stadt fort. Schnell war die Freiwillige Feuerwehr an der Brandstelle. Im Dachstuhl war das Feuer aufgekommen. Da das Gebäude unbewohnt ist, wurde der Brand nicht gleich bemerkt, sodaß die Flammen bereits aus dem Dachstuhl heraus-schlügen u. denselben vollständig ergriffen hatten, als die Wehleintraf, die unter der Leitung des Kommandanten Stiehler sen. das Feuer auf das wirksamste bekämpfte und den Brand so nach mehrstündiger schwerer Arbeit lokalisierte. Die Schule wurde 1890 geweiht. Durch den Brand machte sich nun die Unterbringung sämtlicher Klassen der neuen Schule in dem alten Schulgebäude erforderlich, sowie eine Aenderung in der

Unterrichtserteilung. Wenn auch nun eine Versicherung des Gebäudes und Mobiliars eingegangen ist, so werden leider doch diese Mittel, wie Herr Bürgermeister Schmidt dem Stadtverordnetenkollegium mitteilte, nicht ausreichen, sodaß man anderweitige Gelder für die Wiederherstellung flüssig machen muß. Der Bezirkschef, Herr Amtshauptmann Freiherr von Wirsing,



befichtigte die Brandstelle. Bereits alsbald nach dem Ausbruch des Feuers wurde der Verdacht ausgesprochen, daß daselbe durch Brandstiftung entstanden sein dürfte. Dieser Ansicht neigt auch das Chemnitzer Kriminalamt zu, das die Untersuchung sofort in die Hand nahm. Die angestellten Erörterungen ließen ohne weiteres den Schluß auf Brand-

stiftung zu. Die Sächs. Brandversicherungskammer hat bekanntlich für die Ermittlung von Brandstiftern eine Belohnung bis zu 10 000 M. ausgesetzt, die auch bei der Ermittlung des Brandstifters in Schlettau mit in Frage kommt. — Unsere beiden Aufnahmen zeigen eine Gesamt- und eine Teilsansicht der abgebrannten Schule.

Das Geldmännle

Aus Karl May's „Der Waldschwarze“ u. a. Erzählungen.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Aufsicht über den Bau übernahm Herr Frömmelt. Sein Schwiegervater konnte das nicht, weil er jetzt sehr oft verreiste. Die neuen Geschäftsverbindungen erforderten das. Daß er bei seiner Heimkehr stets größere Summen mit nach Haus brachte, aber nie in Kassenscheinen, das brauchte niemand zu wissen, obgleich es schon im ganzen Dorf bekannt geworden war, daß Herr Frömmelt einen unauslöschlichen Haß auf papierenes Geld geworfen hatte. Auch konnte er neue Taler nicht gut leiden.

So wuchs aus dem kleinen Gasthof eine lange, mehrere Stockwerke hohe Straßenfront heraus, die das Firmenschild „Etablissement zum Musterwirt“ bekommen sollte. Die arme Weberbevölkerung wußte gar nicht recht, woran sie eigentlich damit war. Der große „Ballsaal“, der gebaut wurde, wollte nicht mit ihren geringen Arbeitslöhnen übereinstimmen. Als dann an den neuen Fenstern des Erdgeschosses die Namen von über zwanzig Schnäpsen in goldenen Buchstaben zu lesen waren, da schüttelte man den Kopf, ging aber doch hinein, um sie zu kosten. Da gab es Tische, die für das Kartenspiel besonders hergerichtet waren. Das hatte man noch nie gesehen. Später wurde der Verkaufsladen eröffnet. Er bestand aus mehreren Abteilungen. Jedes Fenster hatte nur eine einzige, große Scheibe. Die aus der Stadt verschriebene Bedienung war ungeheuer höflich. Die Erwachsenen wurden nur mit „Herr“ und „Madame“ angeredet, die Schulmädchen mit „Fräulein“. Und was das ganz Besondere war: man brauchte nicht gleich Geld. Wenn man fünf Groschen zahlte, so bekam man ein Buch, in das alles eingetragen wurde. Man hatte nur zu unterschreiben, daß man bei keinem andern kaufen werde, sonst sei der Betrag sofort gerichtlich auszuspenden. Man konnte alles haben, was der Mensch zur Nahrung, Kleidung und zur Wirtschaft brauchte. Daher kam es, daß ein jeder, der nur für einige Pfennige Pfeffer oder Salz in seinem Buch stehen hatte, auch gleich einen Sonntagsrock, ein Federbett, ein Möbel oder gar auch einen Ackerpflug geborgt bekam. Das war doch fein! Die Anerkennung für die beiden Musterwirte wuchs ein ganzes Jahr hindurch fast in das Himmelblaue hinein. Denn sogar den Schnaps, das Bier, den Tanz brauchte man nicht sogleich mit barem Gelde zu bezahlen. Es gab dafür besondere kleine Karten, die man „Konsumbilletts“ nannte. Als es im nächsten Jahr zu einer Pfändung kam, der bald einige andere folgten, blieb den Betroffenen nichts als das nackte Leben übrig, aber sie hatten es auch verdient, weil sie während dieser ganzen Zeit mehr im Gasthof als daheim zu sein gewesen waren.

Selbstverständlich wurde die menschenfreundliche Geschäftsführung der Musterwirte nicht bloß in ihrem Wohnort anerkannt. Man kam auch von den andern Dörfern her, um bei ihnen einzukaufen. Die zwei Herren „Buchhalter“, die angestellt worden waren, konnten mit vollem Recht erzählen, daß es in der Umgegend Tausende von „Einkaufsbüchern“ gebe, deren Besitzer nur von der „Kulanz“ ihrer beiden „Prinzipale“ abhängig seien. Man munkelte zuweilen, daß dieser oder jener so tief „in der Kreide stehe“, daß er wohl kaum werde bezahlen können. Hörte man dann, er habe seine ganze Schuld mit einem Male berichtigt, so pflegte man scherzhaft zu sagen, wahrscheinlich sei das „Geldmännle“ bei ihm gewesen.

Es kam eine Zeit, in der man behauptete, es gebe keinen, der nicht in den Schuldbüchern der beiden Musterwirte verzeichnet sei. Nur zwei Ausnahmen gab es: den Herrn Pfarrer und den Musteranton. Diese beiden standen ganz gewiß nicht darin.

Der Herr Pfarrer war ein ganz eigener Charakter. Er stand sich mit allen Leuten gut, auch mit den beiden Musterwirten, die zu seinen besten Kirchenbesuchern gehörten. Aber als er einmal von Herrn Frömmelt gefragt wurde, ob er nicht auch ein Konto bei ihm haben wolle, antwortete er, jeder Mensch

stehe schon bei dem Herrgott so tief im Konto, daß er seine irdischen Sachen unbedingt bar zu bezahlen habe. Das soll sogar ein wenig spöttisch geklungen haben, was gar nicht zu verwundern war, weil der Herr Pfarrer überhaupt eine ironische Ader besaß, aus der auch die allerliebste Erzählung von Pluto und Vulkan stammte, denen das „Musterbergle“ bei der nachherigen größeren Ausführung so wunderbar in die Breite gelaufen war.

Und was den Anton betrifft, so sagte man von ihm, seine Marie sehe es nicht gern, wenn er mit den beiden Wirten mehr verkehre, als seine Musterzeichnerei für sie unbedingt erfordere. Was er brauchte, das kaufte er, ebenso wie der Herr Pfarrer, in dem einzigen Laden, den es noch gab, weil die andern alle durch das „Etablissement zum Musterwirt“ erdrückt worden waren. Der Ertrag des Silbers hatte im Verein mit der stillen Hypothek hingereicht, das geplante Häusle auf- und auszubauen. Es war sogar ein Stümchen übriggeblieben. Das Gärtle war entstanden, dazu ein Brückle über den Bach. Dann hatten die Schneeglöckchen und Narzissen geblüht, und hierauf war eine stille, aber frohe Hochzeit gehalten worden, mit nur ganz wenigen Gästen, nämlich dem Herrn Pfarrer und der Witwe samt den Kindern. Deren älteste Tochter hatte sich inzwischen verheiratet und kam mit ihrem Mann sehr oft ins kleine Häusle. Sie brachten später ein allerliebste Büble mit, das Hermännle hieß, und dessen Hauptvergnügen es war, sich auf die Ziege zu setzen, um zu reiten. Als er das schon beinahe konnte, ohne sich halten zu lassen, machte er einst gar große Augen, als die Marie ihm ein ganz, ganz, ganz kleines Rindle zeigte, das sie ihr „Herzle“ nannte. Es war in ein Bettle gebunden und nur allein für ihn gebracht worden, um seine Gespielin und Gefährtin zu werden.

Grad an dem Tag, als sich dieses „Herzle“ eingestellt hatte, war bei Herrn Frömmelt etwas Ähnliches geschehn. Es kam für ihn ein Töchterlein, das eine gar bedeutende Stimme hören ließ und das große „Etablissement“ in Alarm versetzte. Eine Woche später gab es zwei Kindtaufen, eine große und eine kleine. Der Schreihals bekam den Namen Rosalia. Welcher Name dem andern Kind gegeben wurde, das ist vollständig nebensächlich. Die Mutter hatte es ihr „Herzle“ genannt, und was eine Mutter sagt, das gilt fürs ganze Leben.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der alte, kleine Musterwirt sich dem Anton als Pate für sein Herzle angeboten hatte. Er glaubte ihm damit eine große Ehre zu erweisen. Der Anton aber hatte das nicht eingesehen, sondern gesagt:

„Wenn du Pate stehn willst, so tu es bei deiner Enkelin, die dir doch näherliegt als mein Herzle. Ehe ich dich mit zum Taufstein nehme, müßte ich erst wissen, was es mit dem Geld für eine Bewandnis hat, das ich damals unter den Steinen gefunden habe. Von Pluto und Vulkan kann das nicht stammen, sonst hätte es der Herr Pfarrer mit erzählt.“

Dieses Geld machte nämlich dem Musteranton noch immer viel zu schaffen. Er besaß die fünfzig neuen Taler noch. Durch einen davon hatte er ein Loch gemacht, um ihn an sein Uhrband zu hängen, und dabei war ihm dieser Taler so fettig blau, so bleiern vorgekommen. Als er die andern hierauf ansah und auf dem Tisch klingen ließ, kamen sie ihm verdächtig vor. Sonderbarerweise fiel ihm sogleich das Geldmännle ein. Konnten Münzen, die im Jahre 1846 geprägt worden waren, jetzt noch wie neu aussehn, zumal sie im Freien unter einem Steinhaufen gelegen hatten? Warum war der Musterwirt so sehr bemüht gewesen, sie alle in seine Hand zu bekommen? Er war ein kleines hageres Männchen, was ganz genau zu dem Ausdrück „Geldmännle“ paßte. Man sprach jetzt wieder oft von diesem geheimnisvollen Fälscher. Warum betonte der neue Teilhaber so oft und so sehr, daß er neue Taler nicht leiden möge? Warum konnte er Kassenscheine ganz und gar nicht ausstehn? Etwa weil —? hm!

Auch in Beziehung auf seine Arbeiten, die er den Musterwirten lieferte, waren dem Anton Bedenken aufgekommen. Er war nämlich bisher der einzige Musterzeichner gewesen, den der Kleine gehabt hatte. Nun gab es einen Teilhaber mit hunderttausend Talern Einlage. Man hatte das Geschäft erweitert, eine Menge neuer Verbindungen angeknüpft u. hierauf eine Menge von Bestellungen erhalten, wie man sagte. Wie

kam es da, daß er noch immer der einzige Zeichner war? Er wußte, daß in kleinen, unbedeutenden Geschäften oft drei, vier oder noch mehr Zeichner sitzen und den ganzen Tag, von früh bis abends, zu tun hatten. Warum war er da allein? Bei dem gestiegenen Bedarf? Und seine ganze Arbeit konnte er in drei Stunden täglich vollauf verrichten! Wie stimmte das zusammen? Es hatte geheißsen, auch die Musterschlagerei werde erweitert; nun aber schien sie im Gegenteile ganz eingestellt worden zu sein. Die ganze, angebliche Vergrößerung des Geschäfts bestand also höchstens in dem ausgedehnten Versand von Antons Mustern. Das aber konnte doch unmöglich so viel Geld einbringen, wie man den Leuten glauben machte.

Von jedem neuen Webmuster, das Anton erfand, wurden Platten angefertigt, damit es in der erforderlichen Auflage gedruckt werden könne. Dazu hatte es früher einen besonderen Arbeiter gegeben; der war aber entlassen worden. Herr Frömmelt machte das in eigener Person und ging dabei so außerordentlich geheimnisvoll zu Werke. Es ist zwar erklärlich, daß man beim Drucken neuer Muster keine fremden Menschen, wohl gar Konkurrenten an sich kommen läßt, aber daß selbst ihm, dem Anton, dem Erfinder dieser Zeichnungen, der Eintritt in die Stube verboten war, in der die neue Druckmaschine stand, dazu gab es doch keinen triftigen Grund. Oder wurden vielleicht nicht nur Muster dort gedruckt, sondern auch noch andere Sachen, von denen niemand etwas erfahren durfte?

Dieser letzte Gedanke war dem Anton gekommen, und er konnte ihn nicht wieder loswerden. Er trug ihn mit sich herum und sann Tag und Nacht über ihn nach. Es war ihm, als ob es sich hierbei auch um das Geheimnis mit den neuen Talern handle, und so kam er schließlich zu dem Entschluß, die Druck- und auch die Matrizenstube einmal ganz genau in Augenschein zu nehmen, was aber nur ganz heimlich geschehen konnte. Er behielt diesen Entschluß aber nur für sich und sagte nicht einmal seiner Marie etwas davon. Er hatte ihr auch nicht die Bedenken mitgeteilt, die ihn in letzter Zeit beunruhigten, weil er es nicht für nötig hielt, ihr Glück mit quälenden Gedanken zu trüben. Am allerwenigsten grad jetzt in diesen Tagen, wo der Herr und die Dame aus Brüssel so großes Wohlgefallen an ihr und dem kleinen Herzle gefunden hatten!

Es war nämlich vor einigen Tagen ein fremdes Ehepaar in das Dorf gekommen, das im Erzgebirge reiste, um die dortige Spitzenklöppelei kennenzulernen. Der Mann war ein Belgier und besaß ein Versandgeschäft in echten Brüsseler Spitzen. Er hatte erfahren, wie geschickt Marie sei, und hatte sie mit seiner Frau besucht. Marie hatte ihnen verschiedene Arbeiten vorgelegt und dazu eine Menge Muster, die von Anton für sie gezeichnet worden waren.

Diese Sammlung hatte Marie dem fremden Herrn gezeigt. Er sah bald sie, bald ihre Spitzen, bald auch die Muster und bald auch das Herzle an, schaute dann am Häusle hinauf und am Gärtle hinab und rief dabei aus:

„Aber liebe Frau, was sind Sie bei all Ihrer Armut doch so reich, ganz ohne es zu wissen! Können Sie schweigen?“

„Ja“, antwortete sie, erstaunt über die sonderbare Frage.

„Dann werde ich Ihnen einen Vorschlag machen, von dem niemand etwas erfahren darf. Sie arbeiten von jetzt an nur für mich, und zwar nach diesen Ihren eigenen Mustern. Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich Ihre Spitzen als echte Brüsseler verkaufen werde. Darum die Verschwiegenheit, um die ich Sie bitte. Dafür aber bekommen Sie einen Arbeitslohn, wie ihn so hoch kein Mensch in Sachsen hier bezahlt. Ich werde mit Ihrem Mann alles Nötige feststellen. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Sie war natürlich sofort einverstanden. Das Herzle wurde auch gefragt; es nickte. Die Ziege schüttelte zwar den Kopf dazu, aber das konnte auch wegen der großen Fliege sein, die jäh ihr eben jetzt auf die Nase gesetzt hatte. Es wurde also für eine Einwilligung genommen.

Die Herrschaften kamen wieder, als der Anton daheim war. Da wurde alles aufgezeichnet und unterschrieben. Die vor-handenen Spitzen packte man ein, nachdem sie sofort bezahlt

worden waren. Das Geschäft war abgeschlossen, und die beiden Fremden brauchten das Bergle nicht mehr zu besuchen. Sie kamen aber doch. Warum? Die Bewohner des Häusle hatten es ihnen angetan; das dort wohnende Glück war ein Magnet, dem man nicht widerstehen konnte. Besonders hatte die Dame es auf das kleine Herzle abgesehen. Am liebsten hätte sie es mit nach Brüssel genommen, an Stelle des einzigen Kindes, das ihr dort gestorben war. Aber die Eltern gaben es nicht her! Als sie endlich abreisten, taten sie es nicht anders: Marie mußte sich samt dem Herzle zu ihnen in den Wagen setzen, um mitzufahren und in der Bahnhofstadt noch einen ganzen Tag bei ihnen zu bleiben.

„Diesen Tag müssen Sie uns noch schenken, für Sie zur Erholung, und für uns zum besseren Abschiednehmen!“ so bat die Dame.

Marie war noch nie aus dem Dorf hinausgekommen, und Anton gab deshalb seine Erlaubnis gern. Er gönnte seiner Frau die große Ehre, die ihr durch diese Einladung widerfuhr, und so kam es, daß er heute den beiden ihm liebsten Wesen zum ersten Male die Hand zum Abschied reichte. Er tat es lächelnd, denn er wußte ja, daß er sie schon morgen wiedersehen werde.

Als er dann drüben im „Etablissement“ in der Zeichenstube saß, an deren Tür das fremde Wort „Atelier“ geschrieben stand, kam es ihm vor, als ob der sonst so gefügige Stift ihm heute nicht gehorchen wollte. Er fühlte eine Unruhe, die er bisher nicht gekannt hatte. Er ging öfters hinaus; die Luft im Zimmer wurde ihm zu schwer. So wie ihm heute, muß es jemand zumute sein, der etwas Böses getan hat, oder an dem etwas Böses geschehen soll!

Der alte Musterwirt war nicht daheim. Er hatte gestern eine seiner häufigen Reisen angetreten, die manchmal nur einen Tag, oft aber auch noch länger dauerten. Der Teilhaber, Herr Frömmelt, ging soeben aus dem Haus und nach dem Niederdorf. Er hatte den Spazierstock in der Hand, ein Zeichen, daß es sich um einen längeren Ausgang handelte. Anton beschloß, ebenfalls nach Haus zu gehen. Er brachte hier doch nichts fertig; vielleicht ging es besser, wenn er unter seinem Vordächle im Freien saß und an sein gutes Weib dachte. Er setzte also den Hut auf den Kopf und ging.

Als er unten im Hausflur an der Tür vorüber wollte, an der „Druckerei und Stereotypie“ zu lesen war, blieb er überrascht stehen, weil er sah, daß der Schlüssel steckte. Das war noch nie der Fall gewesen, denn wenn sich einer der beiden Musterwirte darin befand, hatte er die Tür von innen verschlossen. Jeder von ihnen besaß einen Schlüssel zu diesen beiden Räumen. Nun waren beide nicht da, und Herr Frömmelt hatte vergessen, den Schlüssel abzunehmen. So eine treffliche Gelegenheit, die längst gehegte Wißbegierde zu befriedigen, stellte sich vielleicht im Verlauf von Jahren nicht wieder ein. Anton beschloß, sie sofort auszunützen. Niemand war da. Kein Mensch sah, daß er hineinging und die Tür hinter sich wieder zuzog. Sie zu verschließen, wie es der Wirt machte, getraute er sich nicht; er hatte kein Recht dazu.

Da stand die Presse. Der Tisch war eingeschoben. Er zog ihn heraus. Fast hätte er vor Schreck laut aufgeschrien. Die Platten enthielten keine Muster, sondern es waren die korrespondierenden Seiten von Hunderttaler- und Hundertguldenscheinen. Die Tür zur Stereotypie stand offen. Sie war von doppelt starkem Holz und an beiden Seiten mit Eisenblech beschlagen. Dazu hatte sie diesseits einen schweren, doppelten Eisenriegel. Das sah fast wie eine Gefängnistür aus. Anton ging hinaus. Allerlei Flaschen und Gläser standen zu beiden Seiten des Herdes, auf dem das Feuer ausgegangen war. Aber Holz lag darauf, zum schnellen Anbrennen fertig gemacht. Es gab Stücke von gehackten Bleistangen und Silberplatten. Am Boden lagen zwei Prägstöcke. Er betrachtete den einen. Er war für Talerstücke vom Jahre 1846. Dieser Raum hatte kein einziges Fenster, der Vorlicht halber. Er mußte von einer Lampe erleuchtet werden, die von der Decke hing. Sie brannte jetzt nicht, doch fiel das nötige Licht von der Druckstube herein.

(Fortsetzung folgt.)

Lux in tenebris / Licht in Finsternis

Von Paul Schultze, Buchholz.

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring ich soviel,
Davon ich sing'n und sagen will.“
Von Haus zu Haus der alten Bergstadt zieht
Gleich Weihrauchduft des Bergmannssohnes Lied.

Die letzte Schicht vorm Christtag ging zu Ende,
Nun ruhn der Häuer schaffenschwere Hände,
Sie bästeln noch am Weihnachtsberg und schnitzen. —
Nur einer streift durch vielverschlungne Gänge,
Durch dunkler Stollen öde Einsamkeit,
Zu prüfen morschgewordne Deckenstützen,
Neu einzuzieh'n zerbrochenes Gestänge,
Recht müde schon: der Zimmerling Heinz Weit.

Des Lämpleins Strahlen wenig Ellen reichen,
Dahinter undurchdringlich Schatten schleichen.
Sie steilen sich empor wie Kerkermauer,
Sie quälen ihm den Sinn mit grauer Nacht,
Daß ihn durchrieseln eis'ge Fieberschauer,
Es treibt ihn fort — nur fort — er eilt zum Schacht.

Er stürmt — er stolpert — stürzt — das Licht verglomm —
Die Lampe sprang entzwei! Er sucht in Bangen.
Wohl kennt er sonst der Stollen Weggewirr,
Im Dunkel doch geht bald er tastend irr.
Die Nacht will ihn mit tausend Armen fangen,
Gespenst'sche Stimmen locken drohend: Komm!

„Wo bin ich? — Halt! — Gefrickte Balken ragen,
Die Strecke ging zu Bruch — Gefahr ist da!
Wo bin ich?“ — Müßig all sein banges Fragen!
Er lehnt sich an die Felswand, ohnmachtnah,
Spürt Kälte, Nässe zitternd im Gebein.
Entsetzlich Los: In Bergesnacht allein!

Die Kameraden feiern jetzt das Fest,
Sein Weib, sein liebes Bärbel, harret sein
In Schmerzen. Ihre Stunde tritt bald ein.
Was soll denn werden, wenn er sie verläßt?
Was aus dem Kind, das vaterlos wird sein,
Noch eh die Mutter ihm das Leben gab?
Er selber voller Leben — doch im Grab!

Lebendig tot! — Haltlos die Träne fließt.
Ein Herz voll Angst sich im Gebet erschließt:
„Du guter Gott hast uns dein Kind gegeben,
Schenk mir und meinem Kinde heut das Leben!
Du holdes Christkind, am Geburtstag dein,
Gib mir mein Kind und mich dem Kindelein!“

Ist sein Gebet vor Gottes Thron gedrunken?
Ja — sieh — von weitem glänzt ein Licht im Dunkeln!
Zwei Lichter finds, die nah und näher funkeln,
Zwei Kinder, Hand mit Hand in eins verschlungen.
Das eine spricht im goldnen Glorienschein:
„Vom Himmel hoch komm ich zu dir,
Dein Kindelein bringe ich mit mir,
Ich führe euch zum Mütterlein,
Des sollt ihr froh und fröhlich sein!“

Die Kinder gehn — wie träumend folgt der Mann.
Im Lichterschein der Weg, die Wände schimmern —
Da ist der Schacht — die Fahrten steil hinan —
Dicht vor ihm stets der Kerzen helles Flimmern.

Jetzt sind sie oben. Still liegt „Himmlich Heer“
Und unten tief im Tal Sankt Katharinen,
Von Sternenglanz umwoben und beschienen —
Dabei Weits Haus. Er jagt durch Felder quer.
Das Licht verlösch, die Kinder sind verschwunden,
Seit er den Weg zur Heimat selbst gefunden.

Er stürmt ins Haus. Die Nachbarin, die wacht:
„Gut, daß du kommst! Ein Söhnlein ward euch geben,
Vor wenig Augenblicken trats ins Leben,
Das Christkind selber hat es wohl gebracht
In dieser stillen, sel'gen Weihenacht!“

Er senkt das Knie: „Herr Gott im Himmelsthron,
Hab Dank, hab Dank, du sandtest deinen Sohn,
Gabst mir die Meinen und mich ihnen wieder!“

Von Sankt Katharinen jubeln Christfestlieder:
„Ein Licht erschien in dunkler Nacht,
Es hat das Leben uns gebracht,
Nun zieht die Liebe bei uns ein,
Des laßt uns froh und fröhlich sein!“



Bergmanns letzte Schicht.
Geschnitzt von einem Buchholzer.